

Unser Planet.

B l a t t e r

für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

N^o 63. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 16. März.

1831.

Zur Vermählung des Freundes.

Wohl Dir! Dich haben Stürme nicht verschlagen
Vom Jugendmeer auf freudendes Land;
Es hat Dein Schiffchen eines Engels Hand
In's Feenreich der Liebe hingetragen.

Und mußt Du auch des Lebens Fahrt noch wagen,
Getrost! nun fesselt Dich ein Bouterband,
Zieht Dich zurück zum heimatlichen Strand,
Wo eines holden Phare's Schimmer tagen.

Was Du im Sturme kämpfend je errungen,
Was Dir ein Gott in's warme Herz gelegt,
Und was Dein Geist mit kühnem Flug' erstrebet:

Hast Du als Kranz nun um Ihr Haupt geschlungen,
Die stolz und freudig Deine Gabe pflüget,
Bis Sie mit ihr geschmückt von himmen schwebet.

M.

Leipzig und die Masquerade.

(Fortsetzung.)

Du weißt, daß bei Menschen von meiner Handthierung ein Gedanke oft ein Geschäft und ein Geschäft noch öfter eine Reise ist. Daher wird die Ploglichkeit meines Erscheinens Dich nicht überraschen, wohl aber die Ploglichkeit meines Verschwindens Dich schmerzen. Hemme indessen und zügle ihn den Schmerz, den gewaltigen. Sonst möchte die Freude unseres nächsten Sehens den Schmerz noch in Deiner Brust und kein Plätschen darin zu ihrem Einzuge finden. Denn ehe die erste Schwalbe den Thomasthurm umkreist und ihr altes Nest sie willkommen heißt, kehre ich in gewohnter Weise zurück von meiner Reise und fliege in Lust an Deine Brust. Diesmal hätte jedoch mein Fliegen mich beinahe um meine Nase, wenigstens um meine Nasenspitze gebracht. Das ist aber eine fatale Erinnerung, bei welcher ich mich nicht aufhalten will. Ich bitte Dich daher nur kurzlich,

Deinem Nachbar Communalgardist, der, die Flinte vorstreckend, aus seinem Hause trat, als ich eben daran vorübereilte, freundschaftlich zu sagen, daß selbst das Bajonet eines Communalgardisten ein scharfes, spitzes Ding ist, solche Dinger in gut polizirten Städten keinen friedfertigen Menschen unter, neben oder vor die Nase gehalten werden dürfen, und das Sprichwort spricht: mit spitzem Dingen, Kind, da spiele nicht.

Du errathest, daß es gestern gegen Abend war, als ich hier ankam. Willst Du die Stunde ganz genau wissen, so muß ich Dir sagen, daß es in der Stunde war, in welcher Hunderte oder Tausende, doch nicht Hunderttausende, am, auf und neben dem Naschmarke standen, gingen und lehnten. Du kennst meine Furchtsamkeit und meine Liebe zur Ordnung, im Staate wie in der Stube, und begreiffst daher meinen Schreck über diese unerwartete Volksmenge. Gleichwohl sammelte ich mich schnell genug, um meinen Nachbar, einen in Leipzig geborenen und daselbst wohnhaften Mann ganz leise nach der Ursache dieser Volksbewegung zu fragen, und als er mir sagte, daß die Menschen das Aufziehen der „—

—“ erwarteten, wußte ich allerdings nicht, was er damit sagen wollte, sah es ihm aber an seiner Ruhe an, daß er etwas Ruhiges damit meinte. Weiteres Fragen und Erklären war für den Augenblick unthunlich. Zwei große, schwarze Augen hatten in meinem Nachbar den lieben Vater erkannt und begleiteten uns zum Posthause, wo sie mit dem Vater links abgingen, während ich rechts nach Deiner Wohnung stürmte. Sie war verschlossen und Dein Haus-Inventarium erklärte, Du verdest vor Mitternacht von einem Abendschmause nicht zurück kommen. Also ging ich eben so langsam, als ich vorher schnell gegangen war, nach dem Hôtel de Pologne, wohin ich mein Gepäck bereits vorausgesendet hatte und wo ich daher, in Folge ergangener Bestellung, gewiß war, ein Zimmer bereit zu finden. In dieser Gewißheit schlenderte ich unbefangen zum Hausthore ein und war nicht wenig überrascht, mich von einem Manne ange-

halten zu sehen, der hier eine Art polizeiliche Aufsicht zu handhaben schien. „Entschuldigen Sie, mein Herr,“ redete er mich mit einer Artigkeit an, die vor den Septembertagen allen sächsischen Polizeidienern verboten war, „haben Sie eine Karte, eine Marke, oder ein Billet?“ Ich besann mich einige Augenblicke und erwiderte: „ich glaube, alles drei; eine Postkarte von Deutschland, eine gestern gefundene Spielmarke und ein ungebrauchtes Berliner Opernbillet.“

„Weder einzeln, noch Alles zusammen,“ erwiderte er, „kann Sie das zum Eintritte in dieses Hotel berechtigen. Ich erlaube mir zu fragen, ob Sie eine Einlaßkarte, oder eine Domestiken-Mark, oder ein Hausbewohner-Billet aufzuweisen haben?“

„Da bin ich wohl irre,“ versetzte ich, im Hause umherschauend, „und anstatt in das Hôtel de Pologne, in ein Privathaus gerathen. Gleichwohl sieht mir Alles —“

„Sie sind keineswegs irre,“ fiel der Artige ein, „sondern wirklich im Hôtel de Pologne. Sollte es Ihnen aber vielleicht unbekannt sein, daß der Tunnel heute hier einen Maskenball gibt —“

„Der Tunnel?“ wiederholte ich, „was zum Henker hat der englische Tunnel hier in Leipzig zu thun und seit wann giebt der Maskenbälle?“

„Entschuldigen Sie, mein Herr,“ entgegnete der Andere, „der Tunnel ist keine englische, sondern eine Leipziger Gesellschaft, und belieben Sie aus gegenwärtigem Programme S. 1. zu sehen, daß Sie ohne eins der von mir erfragten Erfordernisse nicht passieren können.“ Dabei hielt er mir die Wahrheit seiner Versicherung schwarz auf weiß vor die Augen und ich las:

„Maskenball
der Gesellschaft
des Tunnel

im Hôtel de Pologne zu Leipzig

Freitags, am 11. Februar 1831.

1. Der Anfang des Maskenballes ist Abends 7 Uhr, vor welcher Zeit kein Eintritt in das dazu bestimmte Local Statt findet; auch wird schon von Nachmittags 3 Uhr an Jedem, der weder eine Einlaßkarte, noch eine Domestiken-Mark, noch auch ein Hausbewohner-Billet aufzuweisen hat, der Eingang in das Hotel versagt.“

Als ich diesen gedruckten Beleg gelesen hatte, schlug der Mann das Programm zusammen und sah mich an. „Aber ich bin ein Fremder,“ bemerkte ich, „der sein Gepäck vorausgeschickt, eine Stube bestellt und demgemäß die Absicht hat, hier zu wohnen.“ Diese Erklärung schien dem Manne beachtenswerth zu sein und er schickte sich eben an, die Klingel zu ziehen, als ein Kellner die Treppe herabstieg, mich erkannte, dem Aufseher die Identität meiner Person versicherte und mich, trotz allen Mangels an Einlaßkarte, Domestiken-Mark und Hausbewohner-Billet, in das bestellte Zimmer führte.

Während hier das Ofenfeuer lustig loderte und ich, in Erwartung der Wärme, auf und nieder ging, die Verwendung der einbrechenden Nacht bedenkend, trat der Kellner mit der bescheidenen Frage nach meinen etwaigen Befehlen ein, und heller und lustiger als das Ofenfeuer loderte plötzlich der Gedanke in mir auf: wie, wenn Du auf die Maske rade gingest! Um daher dem flüchtigen Kellner den Rückzug abzuschneiden, stellte ich mich zwischen ihn und die Thüre und sagte: „was ist das für eine Tunnel-Gesellschaft, die heute Abend hier einen Maskenball gibt?“

„Eine humoristische,“ antwortete er.

„Und besteht?“ fragte ich.

„Aus Schauspielern, Schriftstellern und andern dergleichen Personen,“ antwortete er, offenbar mit zu wenig Respekt.

„Könnte ich hoffen, ein Billet zu bekommen?“ fragte ich weiter.

„Zehn für Eins,“ erwiderte der Maske, „und brauchen auch keinen Maskenanzug.“

„Das ist mir lieb,“ versetzte ich, „wären Sie also wohl so gut, mir ein Billet zu besorgen?“

„Mit Vergnügen,“ entgegnete er, und eilte fort.

„Bringen Sie mir doch auch ein Programm mit!“ rief ich ihm nach, und ein lautes: zu Befehl, schallte als Antwort, von der Treppe über den Vorfaß.

Bald nachher erhielt ich Billet und Programm. „Wünschen Sie vielleicht zur Vorstellung eine Nase?“ fragte der Dienstherr und legte gleichzeitig einen ungeheuern pappenen Nasenüberzug mit einem grenadiermäßigen schwarzen Schnurrebarte auf den Tisch. Ich nahm die Gabe dankbarer an, als es in der Regel mit gegebenen Nasen der Fall ist, rückte den Tisch an den Ofen und begab mich an's Studium des Programmes. Du kennst meine Gewissenhaftigkeit in Sachen des Ceremoniels und wirst Dich also darüber nicht wundern.

(Fortsetzung folgt.)

Grabschrift eines Küchenmeisters.

Ein Jeder legt sein Amt mit seinem Leben ab;
Nur meines geht mit mir unabgelegt in's Grab.
Zwar Fürsten kann ich mich nicht dienstbar mehr erweisen;
Doch bleibt mir auferlegt, die Wärmer nun zu speisen.

Auflösung der Charade in Nr. 55.

G l o c k e.

Reise-Zeitung.

Charaktersskizzen aus Wien.

Von Hermann Meynert.

(Beschluß.)

Ich hatte mich glücklich über den sogenannten Graben hinweggedrängt, hatte im Getümmel mehrfache unwillkürliche Pässe erhalten; und dankbar a Vista zurückgezahlt. Durch das Burgtor kam ich glücklicher. Allerliebste Mädchen begegneten mir bei jedem neuen Schritte; ich war so grundvergünst, daß ich auch die häßlichen hätte küssen mögen!

Ueberhaupt liegt, wie ich im weitem Umgange fand, ein ganz eigner Takt in den Wiener Mädchen, der sie viel leicht anziehender, als irgend einen andern Mädchenschlag macht. Im Ganzen vermißt man bei ihnen wohl jenen glänzenden Geist, jenes Savoir — vivre, jene zauberische Coquetterie, Eigenschaften, welche man schon bei einem großen Theile unserer Nordländerinnen, vor Allem aber bei den Französinen in so hohem Maße antrifft und die, obgleich sie selten vom Herzen kommen, sich doch leicht eine contrebande Straße zu den Männerherzen eröffnen.

Meines Erachtens, bleiben die Wienerinnen — selbst bis zu einem gediegenern Alter und sogar noch als Mütter — mehr Mädchen als Weib; es wohnt ihnen gleichsam eine ganz allerliebste Unreife bei, ihr ganzes Wesen erblickten wir bei weitem mehr in der Knospe als in der Blüthe, sie besitzen Alles, aber Alles scheint noch nicht entfaltet, ihre Hülle ist noch halb verschlossen, und deshalb ist Alles frischer, Leben = versprechender und kindlich = süßer an ihnen, als an unsern nordischen Damen, die sich so gern mit unzeitiger Reife brüsten. Die Wienerinnen besitzen noch mehr Herz als Gemüth, mehr Seele als Geist, mehr Leben als Willen; die Wiener Mädchen sind Beides: kindlich = rein und rein = kindlich. Sie wollen auch nicht für mehr gelten, als sie sich fühlen; sie haben alle Mängel ihres Geschlechts, und weil sie so harmlos sind, als daß sie sich derselben schämen, dieselben zu verläugnen streben sollten, so stehen sie ihnen allerliebste, denn das Weib ist am bezauberndsten in seinen Gebrechen, am stärksten in dem Gefühle seiner Schwäche. Dabei ist ihnen die reizendste, ungezwungenste Naivität eigen, die bald in einer anmuthigen Geschwätzigkeit, bald in einer schalkhaften lakonischen Kürze laut wird. Neckerei und Tändelsucht, unschuldige Eitelkeit und liebenswürdigen Eigensinn findet man in ihnen wieder. Doch sind diese freundlichen Eigenschaften nur die dem innern Diamante zur Fassung dienende Decke, und es thront in ihnen eine Tiefe, welche ein flüchtiger Umgang kaum verrathen will. — Eine Wienerin liebt mit unendlichem Feuer; bei aller ihrer oft ausgelassenen Heiterkeit wird ihr kleines Herz unendlich empfindsam und traurig, ja es tollert sich selbst in tödtlicher Sehnsucht, sobald

es liebt. Und dennoch setzt sie, sich selbst zur Qual, just dem Mann, für den sie sich interessiert, anfangs vor allen Andern die meiste Kälte, ja nicht selten wahre Härte entgegen, und nur durch längeres treues Bemühen vermag er ihren Troß zu schmelzen und ihr Gefühl zu dem seinigen herüberzuschmeicheln, denn ein schöner weiblicher Stolz bildet die Grundzüge im Charakter einer Wienerin. Gelangte jedoch der Liebende durch Ausdauer und durch innige oder gezeichnete Treue endlich dazu, ihr ein Geständniß zu entlocken, so äußert sich ihre Leidenschaft unbegrenzt, Alles hingebend, Alles verläugnend. Sie ist in der Liebe sanft und tadelnd, wie ein Kind, gütig und verzeihend, nachgiebig, mild und gewährend; und im Schmerze verräthener Liebe lehrt sich ihre Grausamkeit nur gegen sich selbst, sie will nur das eigne Herz brechen, nicht das des Verräthers, sie will nur sterben, nicht tödten. — So vereinigt sie in lieblich mildernder Abstufung die Charaktere der Nord- und Südländerin in sich und bildet gleichsam den Übergang zwischen Weiden. Die Bedachtsamkeit, das Phlegma der Deutschen ist bei der Wienerin rascher, lebendiger geworden, so wie bei ihr die offene Glut der Italienerin zu reinem, schaumhaften Feuer abgeglüht ist, was ihre Liebe wünschenswerther, als die einer Deutschen, und ihre Gunst schätzenswerther, als die einer Italienerin macht.

Im äußern Anzuge bewähren die Wiener Mädchen außerordentlich viel Geschmack; ihr kindlicher, spielender Sinn verführt sie zwar oft zu einer Art von Ueberladung, von bunter Ueberfülle, an welche wir einsachern Sachsen uns schwer gewöhnen können; allein selbst diese bunte, pughafte Manier trägt gewissermaßen einen bescheidenen und einfachen Charakter, man sieht es den Mädchen offenbar an, daß sie sich weit mehr für sich selbst, als für die Männer weit heraus schmücken, daß ihnen der belobende Blick ihres Spiegels weit lieber ist, als der ihrer Anbeter. Sie sehen unverkennbar den Pug weit mehr für ein Spielwerk an, als für ein Mittel zu gefallen. Zudem liegt diese Ueberladung eigentlich nur in den Farben, nicht in dem Schnitte der Kleider, welcher meist einfach und geschmackvoll ist; und eben hierin stehen die Wienerinnen bedeutend über den andern deutschen Damen, ja selbst über den Französinen. Dabei herrscht in ihrer Haltung, ihrem Gange eine wirkliche natürliche Grazie, ein Anstand, der nirgend gezwängt, eine Leichtigkeit und Unbefangenheit der Bewegungen, die nirgend herausfordernd wird. —

Kurz, die Wiener Mädchen sollten im Buche des Lebens billig die Erste Seite einnehmen; denn nirgend weiter fand ich so edlen Frauenstolz bei so arglos hingebender Milde, so schöne weibliche Würde bei so süßer Mädchenhaftigkeit! —

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Berlin im Februar 1831.

(Fortsetzung.)

Wozu würden sonst wohl jüngst in den Straßen unserer Residenz gegen eine so genannte Revolution von einem kleinen Haufen betrunkenen Schneider-Gesellen aufmarschierte Truppen-Abtheilungen in allen Winkeln patrouillirt haben, der Erdbelverkauf aller verrosteten Gewehre untersagt, und solcher ernstlichen Anstalten noch unzählige, so ganz unnothiger Weise, getroffen worden sein? Warum hat man die Aufführung von Schillers Tell verboten und das einstweilige Aussetzen der Stummen von Portici geboten? Du lieber Gott! die guten harmlosen Berliner, die nur stets nach einem Biere, und dazu nicht immer nach einem guten zu haschen bemüht sind, die sollten mit einem Male Aufwacher, Revolutionäre, Volkseufwiegler und Verräther gegen ihren König und Vaterland sein? O, Sie jammeren mir! Ob die Censur, die in der Person unseres Geheimen Rathes Granow — wirklich nicht nur überall in der Mücke einen Leoparden, sondern mit sehr schlechten Augen selbst da Riesen erblickt, wo auch nicht im Entferntesten ein winziges Zwerglein Platz findet, wirklich Tageschriften, und Broschüren politischen Inhalts in Bezug jener Schneider-Revolution zu unterdrücken die Freude hatte, wissen wir zwar nicht, bezweifeln es jedoch sehr, denn wer von unsern hiesigen Literaten kennt nicht die wirklich oft unerträglichen Launen jenes Censurherrn?! Selbst den Verkauf einiger ganz schuldlosen poetischen Worte des Trostes und des Friedens „an die Preußen“ die unter'm Titel „der Sturm der Zeit“ zum Besten hiesiger armen Studirenden von einem ihrer würdigen Commilitonen, Ludwig Philippson, gratis in der hiesigen Subis'schen Druckerei erschien, hat er nur unter sehr vielen Umständen zugegeben. Damit der geneigte Leser den Inhalt dieser poetischen Kleinigkeit kennen lerne, wollen wir hier nur folgende letzte Strophe herausheben:

„Was sich die Völker mit Schwertern und Kugeln erringen“ —
Wie sie die röthlichen Fahnen des Blutmords (? Ref.) schwingen“ —

Während die Fluren uns grünen und gelben die Aehren“
Wird sich in ruhiger Stille in Preußen gebären!
Unser ist Friedrich!“

Was unser literarischer Markt in politischer Beziehung sonst zu Tage gefördert, ist eben nicht allzuweit her. Die Vereinsbuchhandlung hat uns mit einer Schrift, betitelt: „Frankreich und die Bourbonen“ beschenkt, der Verfasser derselben, Herr Theodor Mägge, gibt uns hier eine Uebersicht der Vorfälle in Frankreich seit den letzten 16 Jahren, in welche 16 biographische Skizzen von Personen, die bei der Restauration die wichtigsten Rollen gespielt haben, eingewebt sind. Die Dammiersche Verlagshandlung hat in diesen Tagen eine Schrift sub lemmata angekündigt: die Revolution von 1830, historisch und staatsrechtlich beleuchtet in ihren Ursachen, ihrem Verlaufe und ihren wahrscheinlichen

Folgen die, *relatum refero*, vom hiesigen Professor juris Dr. Jarke herrührt. Es ist derselbe Herr Professor Jarke, der von den ärztlichen Psychologen aus ihrem Gebiete, in welchem er ohne alle ihre literär-kenntniß docirend aufzutreten sich herausnahm, mit vieler Manier zurückgewiesen wurde, es ist dieß ferner derselbe Herr Prof. Jarke, der im vergangenen Jahre 1830 die Geschichte Sand's — seligen oder unseligen Andenkens — von seinem ganz standrechtlichen Standpunkte aus beleuchtete, bei welcher Gelegenheit der catholische Herr Professor nicht nur von seiner Demuth vor Gott, sondern auch von seiner furchtbaren erschrecklichen Servilität vor Erdenkönigen so viel Aufhebens machte, daß es uns wenigstens nicht sonderlich nach dieser Bekanntschaft von diesem Buche getrübt.

In belletristischer Hinsicht können wir mit volstem Rechte als die beste aller bis jetzt uns bekannten Novellen von Daniel Defoe, eine so eben erschienene, die Schlittenfahrt, den geneigten Lesern und Leserinnen dieses Blattes angelegentlich empfehlen. Auch die von Dr. Schiff in recht fließender Uebersetzung erschienenen Lebensbilder von Volz, einem der bessern französischen Romanschreiber, können wir hier lobend erwähnen. Wie wir hören, wird die erste Novelle desselben, die Blutrache, für ein Melodrama auf unser Königsstädtisches Theater bearbeitet, ob man aber höheren Orts zugeben wird, Napoleon auf die Bretter zu bringen, möchten wir gar sehr bezweifeln und ohne diesen dürfte doch das ganze Interesse für diesen Stoff verloren gehen.

(Beschluß folgt.)

Bunte s.

Sinnreicher Einfall. In Amadana bestand früher eine Academie, deren Statuten im Eingange folgendermaßen lauteten: „Die Academiker sollen viel denken, wenig schreiben und so wenig als möglich sprechen.“ Als der im Orient berühmte Doctor Zeb einst erfuhr, daß in dieser gelehrten Gesellschaft eine Stelle erledigt sei, eilte er, sich darum zu bewerben. Unglücklicherweise war er zu spät gekommen und die Academie beklagte es doppelt, der Begünstigung eines Mächtigen gewährt zu haben, was nur dem Verdienste gebührt hätte. Der Präsident, welcher nicht wußte, wie er eine Weigerung schönigen sollte, die der Academie nicht zur Ehre gereichte, geriet auf den Einfall, ein Gefäß herbeibringen zu lassen, das bis an den äußersten Rand mit Wasser gefüllt war, so daß ein Tropfen mehr es zum Ueberlaufen gebracht haben würde. Der gelehrte Bewerber verstand durch diese bildliche Antwort, daß in der Academie kein Platz mehr für ihn vorhanden sei. Stillschweigend wollte er sich mit diesem Bescheid hinwegbegeben, als er ein einzelnes Rosenblatt zu seinen Füßen bemerkte. Bei dem Anblick desselben gab Doctor Zeb neuer Hoffnung Raum; er hob das Rosenblatt vom Boden auf, und legte es mit so viel Behutsamkeit auf die Fläche des mit Wasser gefüllten Gefäßes, daß kein Tropfen dadurch vergossen wurde. Alle Anwesenden zollten diesem sinnreichen Einfalle ungetheilten Beifall und Doctor Zeb wurde einstimmig als Mitglied der Academie aufgenommen.

Bonafont.